

(10. Fortsetzung.)

„Herr Graf Kurt von Woldenberg?“ fragte er, nachdem er seinen Hut gegen Irene gelüftet hatte, mit tiefer, dröhnender Stimme, während seine blickenden Augen sich fest auf das hochmütig ersaunte Antlitz des Angeredeten richteten.

„Der bin ich! Aber was soll die Frage? Und was wünschen Sie von mir?“

Nach ehe er antworten konnte, sah Horst jetzt auch seinen Bruder in Begleitung eines ebenfalls berittenen Dieners als den letzten im Zuge an der Wegbiegung erscheinen. Wie ein Ausdruck der Genugtuung glitt es über sein Gesicht, denn eben noch hatte er im Stillen bebauert, daß seine Auseinandersetzung mit dem Beleidiger Marthas nicht in Gegenwart Ewalds stattfinden konnte.

„Gebulden Sie sich nur noch einen Augenblick, Herr Graf“, erwiderte er, „dann sollen Sie es mit aller Würde und Bescheidenheit erfahren.“

„Und mit erhobener Stimme fügte er hinzu:

„Beile dich ein wenig, Ewald! Ich wünsche, daß du mich diesem Herrn hier in aller Form vorstellst, da er in mir, wie es scheint, etwas wie einen Wegelagerer vermutet.“

Es war ungewiß, ob auch Irene diese Worte noch gehört hatte, denn sie hatte bei dem Erscheinen des Unbekannten, in dem sie wohl kaum ihren Oheim vermutet hatte, ihr Pferd nicht angehalten, sondern war den Vorausreitenden gefolgt, so daß sie bei der Dichtigkeit des Baumbestandes den Zurückgebliebenen schon in den nächsten Minuten völlig aus den Augen verschwand. Sicherlich war dieser Umstand nicht danach angetan, die Laune des Grafen zu verbessern, und mit einer höchst ungelieblichen Kopfbewegung wandte er sich nach Ewald von Bruchhausen um, wie wenn er von ihm zu erfahren erwartete, was dieser fonderbare Auftritt bedeuten sollte.

Er sah in ein bleiches, entsetztes Antlitz, auf dem die Furcht vor einem kommenden Unheil in leserlichen Zügen geschrieben stand. Und nun hegte er keinen Zweifel mehr über die Person des seltsamen Fußgängers, wenn er auch noch weniger als zuvor begriff, weshalb der heimgekehrte Oheim Irene gerade ihm in dieser eigentümlichen, beinahe drohenden Haltung in den Weg getreten war.

Der Baron war herangekommen, und er mußte erschrocken seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um eine leidliche Haltung zu bewahren und nicht schon beim ersten Wort seine Seelenangst zu offenbaren.

„Guten Morgen, Horst!“ rief er, indem er dem andern vom Pferd herab die Hand entgegen streckte. „Ich bin ein wenig überrascht, Dich hier zu treffen, denn nach den Mitteilungen meiner Frau mußte ich glauben —“

„Ich hatte ihr versprochen, Dein Haus zu verlassen — sonst nichts“, fiel ihm Horst, der die dargebotene Hand nicht zu sehen schien, kurz und hart in die Rede. „Aber lassen wir das jetzt beiseite; denn nachdem ich erkannt habe, daß man mich schmähdlich hintergangen hat, halte ich mich auch an dieses Versprechen nicht mehr gebunden. Ich sagte Dir schon, daß ich den Wunsch habe, durch Dich dem Herrn Grafen vorgestellt zu werden.“

„Erlauben Sie mir also, lieber Sohn, Sie mit meinem Bruder Horst bekannt zu machen, von dessen unerwarteter Rückkehr ich Sie ja bereits in Kenntnis gesetzt habe.“

Stief und förmlich küßte Graf Woldenberg seinen Hut, während Horst von Bruchhausen auch jetzt jede derartige Höflichkeit verschmähte.

„Sie wissen jetzt, daß ich kein Bandit bin, Herr Graf! Und da ich jetzt dringend mit Ihnen zu sprechen habe, Sie aber aus Gründen, die Sie nicht angehen, nicht im Herrenhause von Rhinow aufsuchen mag, so gestatten Sie mir wohl, die fragliche Angelegenheit gleich hier zur Erledigung zu bringen. Mein Bruder, der auch einiges Interesse daran haben dürfte, wird uns bei der Unterredung Gesellschaft leisten.“

Woldenberg erwartete offenbar einen entscheidenden Eindruck von Seiten des Barons. Da dieser aber nichts erwiderte, sondern sich in schiedlich maskierter Verlegenheit mit dem Zaumzeug seines Pferdes zu schaffen machte, sagte er, sich gegen Horst wendend:

„Ich muß gestehen, Herr Baron, daß Ihr Ersuchen, und noch mehr die Form, in der Sie es vorbringen, mich einigermaßen befremdet. Es kann Ihrer Aufmerksamkeit kaum entgangen sein, daß wir diesen Spazierritt in Gesellschaft von Damen unternommen haben. Und schon aus diesem Grunde möchte ich Ihnen vorschlagen, die Unterredung, die ja für mich unter keinen Umständen eine wichtige ist, auf einen passenden Zeitpunkt und einen passenden Ort zu verlegen.“

Obwohl er sich mit Rücksicht auf die Gegenwart Ewalds einigen Zwang auflegte, war doch ein beleidigender Hochmut nicht nur in der Fassung seiner Antwort, sondern noch mehr in dem Klang seiner Stimme. Was

ihm seine Großmutter von diesem verlorenen Sohne der Familie Bruchhausen erzählt hatte, gab ihm offenbar nach seiner Ueberzeugung ein Recht, denselben mit unverholener Geringschätzung zu behandeln. Und wenn Horst vielleicht noch vor zwei Minuten Willens gewesen war, sich zu beherzigen, so rief ihm die beleidigende Art des anmaßenden Burschen jetzt wieder seine Absicht sogleich zum Reußersten hin.

Indem er an die linke Seite des Pferdes und hart an Woldenberg herantrat, sagte er:

„Man fragt nicht viel nach Dir und Stunde, Herr Graf, wenn es sich darum handelt, einen Erblöser zur Rede zu stellen. Erinnern Sie sich eines Mädchens, das Sie zuerst wie ein Lügner und Meineidiger betrogen und gegen das Sie sich dann gleich einem brutalen Plebejer vergangen haben? Erinnern Sie sich ihrer oder wünschen Sie, daß ich Ihrem Gedächtnis nachhelfe, indem ich Ihnen den Namen der Geiselsünderin und Mißhandelterin nenne?“

Seine Augen glühten, und alle Muskeln seiner hohen Gestalt schienen sich gestrafft zu haben, so daß er noch größer ausfiel als sonst. Ewald von Bruchhausen kannte aus vergangenen Tagen diesen Gesichtsausdruck und diese Haltung; denn auch ihm hatte der Bruder mal so gegenüber gestanden, und die Erinnerung an jene Stunde bildete fürwahr keine von der ersten Erinnerungen seines Lebens. Darum machte er, von einer entsetzlichen Angst gepackt, Niemand aus dem Sattel zu schwingen, um zu rechter Zeit zwischen die beiden Männer treten zu können. Aber er war doch nicht schnell genug gewesen, das Fürchterliche zu verhindern.

Mit brennender Röte hatte sich bei der Beleidigung, die Horst ihm entgegen geschleudert, das gelblich blaße Gesicht des Grafen überzogen, und seine Reithose wie zum Schläge erhebend, hatte er ihm mit heiserer Stimme zugerufen:

„Einem Betrüger und Fälscher antworte ich nicht. Aus dem Wege — aber —“

Er hatte wohl nicht im Ernst die Absicht gehabt zu schlagen, denn er würde den goldenen Griff der Gerte sonst wohl fester gepackt haben, so daß ihm Horst nicht, wie es jetzt geschah, mit einem Rud das Instrument hätte entreißen können.

Ein Ausschrei, zugleich von heftigem, körperlichem Schmerz und sinnloser Wut erpreßt, gestellte durch den Wald — und ein breiter, blutiger Streifen, der sich quer über das Antlitz Woldenbergs zog, bezeichnete die Spur des furchtbaren Stiebes, den Horst ihm mit seiner eigenen Peitsche versetzt hatte.

„Kanaille — elende, das bezahle ich mit Deinem Leben!“ heulte der Beschlagene auf, und in derselben Sekunde noch war er aus den Bügeln, um sich auf seinen Beleidiger zu stürzen. Ewald, der sich zwischen die Beiden werfen wollte, kam zu spät; denn Graf Horst war nicht um einen Zoll breit vor dem Angreifer zurückgewichen, und mit einer Kraft, die der geringen Stärke des zierlichen Grafen um ein Gewaltiges überlegen war, hatte er Woldenberg an beiden Armen gepackt und ihn von sich geschleudert, so daß er nur durch einen Baumstamm, gegen den er getaumelt war, vor dem Niederstürzen bewahrt blieb.

„Sieh Dich vor, armergötter Wicht!“ rief er ihm zu. „Diesmal hast Du es mit einem Manne zu tun, nicht mit einem wehlosen Mädchen.“

Nun erst — denn das alles war ja das Werk weniger Augenblicke gewesen — stand Ewald bei dem Bruder! Und freudbeliehen Antlitzes flegte er mit erhobenen Händen:

„Horst — um des Himmels willen — so komm doch zu Dir! Du bist ja von Sinnen.“

Mit einer einzigen verächtlichen Handbewegung aber schob ihn der Andere zur Seite.

„Geh und hilf dem Jammergefellen, dem Du Dein Kind verkaufen wolltest. Und sag ihm, daß Horst von Bruchhausen weder ein Betrüger noch ein Fälscher ist, sondern ein valeloser Edelmann, der ihm die verdiente Ehre erweisen wird, ihm mit der Waffe Genugtuung zu geben, falls ihm nach einer eindringlicheren Lektion verlangt als es diese war.“

Graf Woldenberg hatte sich straff aufgerichtet. Sein linnener Halstüchlein war nicht weißer als sein Gesicht, von dem sich unheimlich dunkel die purpurne Spur des Peitschenhiebes abhob. Er hatte eingesehen, daß es kein Mittel für ihn gab, den unerhörten Schimpf auf der Stelle zu rächen und seine aristokratische Erziehung hatte ihm die Kunst der Selbstbeherrschung in genügendem Maße gelehrt, um ihn selbst in dieser für ihn so furchtbar beschämenden Situation seine Haltung schneller wieder finden zu lassen, als es unter tausend anderen auch nur einem einzigen möglich gewesen wäre.

Als wäre Horst für ihn garnicht mehr vorhanden, wandte er sich an

den in mitteilwürdigem Fassungslösigkeit und Zerknirschung dastehenden Gutsheeren von Rhinow:

„Ist es die Wahrheit, was jener Herr dort soeben sagte? Können Sie sich mit Ihrer eigenen Ehre dafür verbürgen, Herr Baron, daß er noch satisfaktionsfähig ist?“

„Nun, so sprich doch!“ mahnte Horst in rauchem, befehlendem Ton, da Ewald unschlüssig mit der Antwort zauderte. „Oder willst Du, daß ich statt Deiner die nötigen Aufklärungen gebe?“

Die letzte Frage hatte dem Baron mit einem Male die Junge gelöst.

„Allerdings, Herr Graf, ich könnte mich mit meiner eigenen Ehre dafür verbürgen. Aber es darf nicht zu einem Zweikampf zwischen Ihnen und meinem Bruder kommen. Das ist ja ganz undenkbar! Dieses unglückselige Mißverständnis muß sich doch auflären lassen, und —“

„Hier kann von einem Mißverständnis und von einer Aufklärung selbstverständlich keine Rede sein, Herr Baron! Ich werde also auf Ihre eben abgegebene Versicherung hin sofort die erforderlichen Schritte tun, und das Weitere wird sich finden — vorausgesetzt, daß jener Herr wirklich den Mut hat, sich auf einen Kampfploß zu stellen, auf welchem andere Faktoren entscheidend sind als seine vielleicht in irgend welcher Tagelöhnerarbeit entwickelten Muskeln. — Möchten Sie vielleicht Ihrem Diener Befehl geben, Herr Baron, daß er mein Pferd unter seine Obhut nimmt? Ich ziehe es vor, mich desselben nicht weiter zu bedienen.“

Keiner hatte bis dahin auf den Diener geschaut, an den die beiden Vordere erst durch diese Bemerkung des Grafen wieder erinnert wurden. Nun erst sah Horst, daß es derselbe ältliche Mensch mit den unangenehmen, verschnittenen Zügen war, den er jüngst bei seinem Besuch im Herrenhause von Rhinow auf eine so süßbitter Weise an vergangene Zeiten erinnert hatte. Dem Manne konnte von allem, was hier gesprochen und gesehen war, nicht das Mindeste entgangen sein, denn er hatte, nur wenige Schritte entfernt, während der ganzen Zeit und unbeweglich wie eine aus Holz geschnittene Figur auf seinem Pferde gesessen. Aber auf seinem Gesicht war nichts von dem Eindruck zu lesen, den die unter vornehmen Kavaliere ja gewiß höchst ungewöhnliche Scene auf ihn gemacht haben mochte — es sei denn, daß man das rüchliche Glitzern der fast beständig auf Horst von Bruchhausen gerichteten kleinen Augen hätte für einen Ausdruck seiner Empfindungen nehmen wollen.

„Führen Sie das Pferd des Herrn Grafen sofort in das Schloß zurück, Jemisch!“ befahl Ewald. Und der Diener stieg aus dem Sattel, um zunächst etwas an dem in Unordnung geratenen Zaumzeug des Gauls wieder zu richten. Es war das eine Arbeit, die auffallend viel Zeit in Anspruch nahm. Aber von den Dreien war Niemand gestimmt, darauf zu achten, und keiner von ihnen nahm von der weiteren Anwesenheit des Dieners Notiz.

Der Graf hatte sich zum Gehen gewendet, und Baron Ewald machte Niemand, sich ihm anzuschließen. Aber mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde wies Woldenberg seine Begleitung zurück.

„Bemühen Sie sich, bitte, nicht, Herr Baron! Sie werden es jedenfalls vorziehen, die Unterhaltung mit Ihrem Bruder fortzusetzen, und selbst, wenn ich mich in dieser Vermutung täuschen sollte, möchte ich lieber allein gehen. Was wir einander noch zu sagen haben, erledigen wir wohl besser schriftlich oder aber durch eine geeignete Mittelsperson.“

„Wenn ich diese Andeutung recht verstehe, Herr Graf —“

„Ich bin vollkommen sicher, daß Sie sie vollkommen richtig verstehen, Herr Baron! Nach der unerhörten, feigen und brutalen Beschimpfung, die mir von einem Angehörigen Ihrer Familie auf Ihrem Grund und Boden und unter Ihren Augen zugefügt worden ist, kann von einer engeren Verbindung mit Ihrem Hause für mich selbstverständlich nicht mehr die Rede sein. Ich belege das natürlich ausdrücklich, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie sich darüber bereits vollkommen klar geworden waren, noch ehe ich es ausgesprochen habe. Da ich außerdem Ihre Gastfreundschaft unter den obwaltenden Umständen nur noch so lange in Anspruch nehmen kann, als ich Zeit brauche, einen Wagen für die Fahrt zur Station zu beschaffen, so darf ich Sie wohl erlauben, die gnädigste Frau Baronin und die gnädige Baroness statt meiner von der veränderten Sachlage zu unterrichten. Alles Weitere wird dann, wie gesagt, auf irgend einem ordnungsmäßigen Wege geregelt werden. Ich habe die Ehre, Herr Baron, mich Ihnen zu empfehlen.“

Seinen Hut tief in die Stirn brügend, ging er, ohne Horst eines weiteren Blickes zu würdigen, eiligen Schrittes in der Richtung nach dem

Herrenhause davon. Und als er sicher war, daß die Zurückgebliebenen ihn nicht mehr beobachten konnten, schlug er auch seinen Rocktragen in die Höhe, um so gut als möglich das Brandmal der Schande zu verbergen, das er mit sich forttrug.

Ewald von Bruchhausen, dessen Antlitz so lang und mager geworden war, als wäre er innerhalb dieser wenigen Minuten um ein Jahrzehnt gealtert, trat dicht an seinen Bruder heran und sagte in einem Ton, aus dem die ganze dumpfe Verzweiflung seiner Seele klang:

„Das habe ich Dir zu danken, Horst! Du kannst zufrieden sein mit Deinem Werke!“

„Ja!“ klang es kalt zurück. „Ich bin damit zufrieden. Du aber hättest in der Tat guten Grund, mir zu danken, weil ich Dich verhindert habe, nun auch an Deinem eigenen Rinde eine Schurkerei zu begehen.“

„Was kannst Du davon wissen? Was giebt Dir ein Recht, so über meine Handlungsweise zu urteilen? Graf Woldenberg hat gestern Abend um Irene angehalten, und sie hat ohne Weiteres ihr Jawort gegeben. Ich habe sie nicht dazu gezwungen. Wenn er jetzt zurücktritt, bin ich ein verlornener Mann, und mir bleibt nichts mehr übrig als eine Kugel.“

Mit einem verächtlichen Blick freiteten die Augen des Bruders über seine gebrochene, fast ganz in sich zusammengefallene Gestalt.

„Es hätte, wie ich denke, in Deinem vergangenen Leben mehr als einen Augenblick gegeben, wo der Gedanke an eine Kugel viel näher lag als jetzt. Wenn Du Dich damals dafür entschieden hast, weiter zu leben, wirst Du es auch jetzt über Dich gewinnen können. Aber wir haben noch mit einander ein Wort zu reden, und da es mir jetzt an Zeit dazu fehlt, mag es heute Abend sein. Unter das Dach Deines Hauses komme ich nicht mehr, und im „Goldenen Löwen“, wo ich logiere, wünsche ich Deinen Besuch nicht zu empfangen, weil man dort nicht zu erfahren braucht, wer ich bin. Erwarte mich also um neun Uhr an der halbrunden Steinbank im Park. Und Sorge dafür, daß wir dort ungestört sind. Denn ich wünsche, mit Dir zu reden — nicht etwa mit Deinem Weibe. Und nur in Deinem eigenen, nicht in meinem Interesse liegt es, daß Du pünktlich zur Stelle bist.“

Jetzt erst schwang sich der Diener wieder in den Sattel. Es war kein Zweifel, daß ihm auch von den letzten, zwischen den beiden Brüdern gewechselten Worten keines entgangen war, und ehe er nun langsam davon ritt, den Gaul des Grafen neben dem seinigen am Zügel führend, sandte er Horst noch einen jener lächelnden hahnerfüllten Blicke zu, die den Ausdruck seines ohnehin schon so unangenehmen Gesichtes zu einem geradezu abstoßend widerwärtigen machten.

Horst von Bruchhausen aber schenkte dem Gebärdenpiel des Menschen keine Beachtung, und er wartete sogar nicht einmal eine Erwidrerung seines Bruders ab. Ohne Gruß lehrte er ihm nach den letzten Worten den Rücken und war schon nach wenigen Sekunden im Waldesdunkel verschwunden.

Dreizehntes Kapitel.

Als Irene die Vorausreitenden eingeholt hatte, war sie von ihrer Mutter hastig nach dem Verbleib des Grafen gefragt worden. Sie antwortete der Wahrheit gemäß, daß er von einem unbekanntem Manne angehalten und zu einer Unterredung aufgefordert worden sei, der sie nicht habe bewohnen wollen.

Frau Leonie aber zeigte sich von dieser Auskunft sehr wenig befriedigt. Die Beschreibung, die ihr Irene von der Persönlichkeit des Fremden geben mußte, machte es ihr beinahe zur Gewohnheit, daß es kein Anderer als ihr Schwager Horst gewesen sei. Und darüber, daß er eine Unterredung mit dem Grafen Woldenberg nur in einer keineswegs freundschaftlichen Absicht gegen seine Angehörigen gesucht haben könne, machte sie sich trotz des scheinbaren Erfolges, den sie vor zwei Tagen über ihn davongetragen hatte, durchaus keine Illusionen.

Um noch eine Reihe weiterer Fragen, von denen Herta Woldenberg nichts vernennen sollte, an ihre Tochter zu richten, blieb sie geflüstert mit Irene hinter den beiden Anderten zurück, und so geschah es, daß sich Harald plötzlich zu seiner Ueberraschung mit der Komtesse allein sah.

Sie hatten während der ganzen bisherigen Dauer des Spazierrittes nur ein paar gleichgültige Worte mit einander gewechselt, und es schien, als wollten sie jetzt, wo ihre Unterredung keine Zeugen mehr gehabt hätte, völlig verkümmern.

Nach Verlauf von. Minuten erst brach Herta das Schweigen, indem sie, ihr Pferd parierend, sagte:

„Wollen wir hier auf die Anderen warten, Harald? — Oder ist es Ihnen recht, daß wir umkehren und ihnen entgegenreiten?“

„Ganz wie Sie es wünschen, Komtesse!“

teffe! Aber ich halte es für wahrscheinlich, daß sie einen anderen Rückweg nach dem Schloße eingeschlagen, und daß wir sie deshalb doch verfehlen würden. Das Zweckmäßigste wäre wohl, daß wir hier gleich rechts abbiegen. Wir werden dann ungefähr gleichzeitig mit ihnen zu Hause ankommen.“

Da Herta keinen Widerspruch erhob, verfahren sie nach seinem Vorschlage, und wieder trabten sie eine kleine Weile schweigend neben einander her. Auf Haralds hübschem, offenem Gesicht aber traten immer deutlicher die Anzeichen eines gewissen inneren Kampfes zu Tage, und nach langem Zaudern schien er sich endlich einen bedeutsamen Entschluß abgerungen zu haben.

„Erinnern Sie sich noch des Gespräches, Komtesse“, sagte er, „das wir vor einigen Tagen drüben am See mit einander geführt?“

„Ja, ich erinnere mich seiner. Aber ich würde es für besser halten, Harald, wenn wir ihm keine Fortsetzung gäben.“

Sie hatte es nicht unfreundlich, doch mit einer ruhigen Bestimmtheit gesagt, die ihm keinen Zweifel an der Ehrenhaftigkeit ihres Wunsches lassen konnte. Und sie schien überrascht, als er sich dennoch nicht in seiner Absicht beirren ließ.

„Warum wollen Sie es mir verwehren?“ fragte er. „Nachdem Sie damals einen so schweren Vorwurf gegen mich erhoben, sollten Sie mir nun auch Ihren Rat nicht verweigern, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich seiner bedarf.“

„Meines Rates bedürfen Sie, Harald? In Bezug worauf?“

„In Bezug auf den kürzesten und sichersten Weg, mir Ihre Achtung zu gewinnen.“

Der treuherzig schlichte und zugleich innige Ton, in dem er das sagte, mußte wohl einen ganz eigenen Eindruck auf sie gemacht haben, denn es klang weder stolz noch abweisend, als sie noch einem kleinen Schweigen zurückgab:

„Ja, ist Ihnen denn an meiner Achtung wirklich so viel gelegen?“

„Tausendmal mehr als an der guten oder schlechten Meinung der jungen Offiziere mit Wäzme.“ Sie haben mir einen großen, einen unschätzbaren Dienst erwiesen, Komtesse, indem Sie mir die Augen für die Leer- und Zwecklosigkeit des Daseins öffneten, das ich bis zu diesem Tage gefühlt habe. Und ich bin Ihnen dafür aufrichtig dankbar, obwohl ich ja nicht verhehlen kann, daß es eine etwas harte Lektion gewesen ist. Nun aber dürfen Sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern Sie müssen das gute Werk, das Sie begonnen haben, auch vollenden. Es kann ja nicht bloß Ihre Absicht gewesen sein, mich durch einen herben Tadel zu demütigen. Und ich bin sicher, daß Sie jenes vernichtende Urteil über mich und meinesgleichen nicht gefällt haben würden, wenn es nicht Ihr Wunsch gewesen wäre, mich zu bessern.“

Eine rosigte Blutwelle hatte die Wangen der Komtesse höher gefärbt. Sie, die in ihrer stolzen Unnahbarkeit sonst so Sichere, erschien plötzlich besonnen und verlegten wie irgend ein schüchternes junges Mädchen von gewöhnlichem Schlage.

„Sie haben meine Worte vielleicht zu ernst genommen, Harald“, sagte sie zögernd. „Ich bin ja am Ende weder berufen noch berechtigt, Ihre Hofmeisterei zu machen.“

„Nicht meine Hofmeisterin, Herta, aber vielleicht meine kluge und gütige Führerin. Sagen Sie mir, was ich tun soll, um aus dieser martinierten Untätigkeit heraus und in ein ordentliches Fahrwasser zu kommen. Ich habe mir bis jetzt vergebens den Kopf darüber gebrochen, wie ich es anfangen könnte. Alles, was mir in der einen Viertelstunde als möglich und zweckmäßig erschien, mußte ich in der nächsten wieder verworfen, weil irgend ein unübersteigliches Hindernis bis dahin meiner Aufmerksamkeit entgangen war. Es ist ja so schwer, da das Rechte zu finden. Und ich bitte Sie aufrichtig, Herta: Geben Sie mir einen Rat!“

Aber sie schüttelte zu seiner Bitternis abermals den Kopf, und ihr schönes Gesicht wurde plötzlich wieder sehr ernst.

„Nein, Harald! Ihnen hier einen Rat erteilen, hieße eine Verantwortung übernehmen, der ich mich nicht gewachsen fühle. Wenn Sie den Beweis erbringen wollen, daß Sie aus einem leitfähigen Knaben zum Manne geworden sind, so müssen Sie damit beginnen, den Mut eines eigenen Entschlusses und die Kraft zu einer von keinem fremden Willen einflüssen Tat zu zeigen. Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir bezeugen, indem Sie mich zu Ihrer Führerin aussersehen wollen. Aber ein Mädchen soll nicht die Führerin eines Mannes sein. Es könnte sich nichts Erprießliches daraus ergeben

— für Sie ebenso wenig als für mich.“

Harald bemühte sich nicht, die Bitternis zu verbergen, in die ihre Worte ihn versetzt hatten.

„So habe ich also doch Ihr Interesse an meiner Person überschätzt“, sagte er, „und es war eine Annäherung, an Ihre Freundschaft für mich zu glauben.“

Da drehte sie sich mit einer raschen Wendung nach ihm um und reichte ihm die Hand.

„Nein, Harald, das war es nicht! Wäre ich nicht Ihre aufrichtigste Freundin gewesen — was hätte mich denn veranlassen sollen, so zu Ihnen zu sprechen, wie ich es vor zwei Tagen drüben am See getan? Auf meine Freundschaft dürfen Sie zählen — jetzt und immer! Aber ich will nicht, daß Sie zu mir aufsehen wie zu einem Wesen, das Ihnen überlegen ist und von dessen Willen Sie die entscheidenden Handlungen Ihres Lebens abhängig machen. Ich möchte vielmehr, daß eines Tages gerade das umgekehrte Verhältnis zwischen uns eintreten könnte.“

Er hatte ihre Hand ergriffen und führte sie ungestüm an seine Lippen.

„O, Herta, wenn dies Ihr Ernst ist! — Wenn Sie das für möglich halten?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Säulen des Hercules.

Ein bemerkenswertes Streiflicht auf den französisch-spanischen Konflikt über Marokko bringt Dr. Rene Prevot in den Münchener Neuesten Nachrichten, indem er ausführt, wie auch hier der englische Bohruum wieder am Werke ist, mit der Absicht, früher oder später einmal Tanger zu besetzen, das mit seiner unvergleichlich strategischen Lage die Meerenge beherrscht und von viel größerer Wichtigkeit ist als der Besitz von Gibraltar, dessen festester Ruhm vor der modernen Kriegstechnik zu verfallen beginnt. In Frankreich ist der Glaube an die englische unüberwindliche Sperre merkwürdig erschüttert. In französischen Marinekreisen heißt es, ein bekannter Admiral habe den strategischen Plan einer ausgedehnten Durchbrechung bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet. „Das heißt es in dem Artikel, weiß England besser als alle, und sein Wunsch, dies Tanger in irgend einer Form unauffällig für sich zu reservieren“, ist eine Selbstverständlichkeit, die sich den anderen englischen „Selbstverständlichkeiten“ würdig zu stellt. Ob dann das erste Gibraltar wirklich an Spanien fallen wird, bleibt abzuwarten.

Dem Geschäftigen hostel übrigens gewissermaßen etwas Symbolisches an. Auf jenen Säulen, die einst den mythologischen Himmel des alten Europa tragen halfen, ruht momentan Englands mächtigere Realpolitik. Und da wiederholt sich etwas, was gar oft schon geschah: solcher Türpfeiler sind gar viele, die irgend einmal berufen erscheinen, die Kontinente der Welt in geschlossene Reviere Englands zu verwandeln, — in Enklaven jenes Prestiges, das England bisher selbst in Zeiten zu wahren verlor, da die reale Hebermacht ihm zu entgleiten drohte, aus dem es einen neuen seit Trafalgar unangefasteten europäischen „Mythos“ zu machen verstand.

Was dies Prestige wert ist, wissen die Engländer nur zu gut. Wissen, daß es darauf weit mehr ankommt als auf tatsächliche Macht. „Einzig und allein auf dem Prestige ruht unsere Weltmacht“, sagte einst Lord Rosebery, „gerät dieses je ins Wanken, dann schlägt der Haß unserer Feinde über uns zusammen.“

Und jenes „mythische Prestige“, das die Welt erfüllt und seine eigenen grundlegenden Realitäten: Englands immerhin bedingte Unantastbarkeit, weit überragt, das der Wind aller Meere über alle Weltteile hinträgt, es ruht auf zwei Säulen von wirklich innerlicher Kraft: zunächst auf jener traditionsstarken Monarchie, die alle gemeinsamen Wege zu den kleineren Fürstentümern Europas beherrscht und die Schlüssel zu sämtlichen Hintertüren internationaler Verschwägerung besitzt, — und dann auf jener volkreuften, willensstarken konstitutionellen Demokratie, die den wirtschaftlich-sozialen Aufschwung des modernen Staatsgedankens mit geradezu musterhafter Konsequenz durchgeführt hat und so dem alten Königtum ermöglichlicht, das „Clearinghouse“ des modernen Weltverkehrs zu werden.

Das sind Englands heutzutage Säulen, auf denen der politische Himmel Europas ruht und der — leider nur zu reale — Mythos unserer Inferiorität. Das sind die Pfeiler innerer Kraft und Zukunft, an denen auch wir rastlos bauen müssen.“

Aus der Erklärung des Stahlstrafs, er habe nie nach einem Monopol gehrebt, sieht man wiederum, wohin man ganz wider Willen kommen kann.

Man kann zwar nicht stets großmütig, wohl aber immer gerecht sein.